

Das Leid der Schönheit.

(Roman von H. Roel.)

(7. Fortsetzung.)

Die Damen waren in großem Staat. Frau Bärensgruber in einer Art Wedgwoodblau, was selbst Mar- tin überraschte, der nicht mehr ge- wohnt war, sie so tugendlich zu se- hen, und in einem eleganten, lichten Basthut, die Mädchen in Weiß, mit großen, duftigen Hüten, der von Ag- nes noch größer als der Gustis.

Der wogende Hutrand warf einen Schatten auf ihr Gesicht, aber Chris- tian gewachte doch, daß es bloß und klar war, während Gusti unaufhörl- ich ein hohes Schreien vernahm. Die- ses unabsichtliche Zusammenstren- zen schien ihr sehr komisch.

Frau Bärensgruber in ihrer Bedan- kenlosigkeit hatte gar keine rechte Vor- stellung davon, daß sie ihrem Soñne keinen Dienst erwiesen hatte, als sie ihn anrief. Sie hatte Christian zeit- weilig gefürchtet und gehaßt, aber jetzt war er distanzirt, ungeschlecht- lich, jetzt hatte sie keine Angst mehr vor ihm, und es war ihr sogar er- wünscht, mit ihrem neuen Glanze vor ihm prunken zu können.

Sie machte Christian mit Trau- michel bekannt. Christian glaubte mit einer Ver- beugung davonzukommen, jedoch Traumichel bogte den Wunsch, leut- selig zu sein, stand auf und reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand.

„Do, seh' dich her zu mir“, er- munterte Frau Bärensgruber ihren Sohn, neben ihr Platz zu nehmen. „Der Herr Doktor neben die Gusti, gelt?“

Sie sagte das in einer Art, als ob es etwas zu bedeuten hätte, und Gusti nickte da zu.

Da sah Christian also neben die- ser und dem dafür um so ernster blickenden Familienoberhaupt. Ag- nes hatte er schräg gegenüber.

Er, der die weiblichen Mitglieder der Familie nicht gesehen hatte, tonnte die äußere Wandelung, die mit ih- nen vorgegangen war, am besten er- messen.

So hatte er die drei noch nie ge- sehen. Selbst die Mutter, die er früher nur in höchst beschädbener Toi- lette gekannt, schien ihm ganz ver- wandelt. Und die Mädchen, deren Spitzeneinsätze die Haut des Halses und der Schultern durchscheinend lie- ßen, waren hier in dem beschädbenen Gaußhausgarten gar nicht an ihrem Plaze.

Agnes sah stolz und vornehm aus, aber der Gusti wollten die duftigen Hüllen gar nicht stehen, ja, das Ge- wöhnliche in ihrem Gesicht, die feuchtschimmernde, runde Unterlippe und die unfeln gebildete Nase sowie der zu sinnliche Ausdruck traten noch mehr hervor als in ihrer Alltagsklei- dung.

Die Goldtette, die Agnes um den Hals trug, war zu dick, als daß sie Christians Blick entgegen konnte, und wie sie mit der Hand an ihrem Gla- se spielte, schob ein Brillantenblick nach dem andern von dem Ring an ihrem Finger in Christians Auge.

Ja, nun war sie wohl glücklich, schwamm in ihrem Element... Und wenn sie nicht so ausfah, wenn ihr Gesicht wie in hochmüthiger Verdroß- senheit verhüllt schien, so lag die Schuld sicher nur an dem Hesper- günigen, das sie bei seinem Anblick verpörrte.

Der tödliche Zufall! Na, das wieder- holte sich nicht so leicht, da sie ja künftighin zumeist nicht einmal in Wien leben würde.

Also war es heute der Abschied. Christian fühlte sich gefaßt und gewappnet genug, sie mit den Augen eines zu betrachten, der über den Kampf schon hinaus war. Er glaubte es wenigstens, und in der Tat gewann er es über sich, ein an- nähernd unbefangenes Benehmen zu zeigen, während Agnes in ihrer gleichsam feindseligen Zurückhaltung beharrte.

einem unerklärlichen Gefühl heraus sich nicht wieder entschließen konnte, zuzugreifen. Ihr war, als könne sie unter Christian Randas Augen nicht essen, was Traumichel ihr be- stellt habe, als habe sie Randa die- ser Erdbeeren wegen betrogen. Aber Traumichel ließ nicht loder. So weit hatte er es in der Bornehmheit nicht gebracht, gleichgültig zuzusehen, wenn man etwas stehen ließ, was doch bezahlt werden mußte.

Um ihn nicht wieder zu erzürnen, mußte Agnes nach ihrem Köstlichen greifen.

Weder Maria noch Christian hal- ten eine Ahnung, daß Traumichel wußte, er habe einen gewissen Reser- ver seiner Braut vor sich. Aber Frau Bärensgruber hatte ihm alle jün- gen Leute vorgerechnet, die sich nach ihrer Ansicht um Agnes bemüht hat- ten, und so konnte sie Randa um so weniger auslassen, als er der ein- zige war, bei dem wirklich etwas zugunsten stand. Die übrigen ver- standen sowieso mehr in ihrer Phan- tasie.

Traumichel sagte sich also inner- lich: „Also, das ist oer!“

Wertwürdiger Weise trug die An- wesenheit des jungen Mannes dazu bei, seinen Unmut zu verdrängen. Er war nicht immer sehr glücklich über seine Verlobung. Manchmal fragte er sich geradezu: „Weshalb denn die Agnes, wenn sie sich so an- stellt? Aber wenn er sie als einen Preis betrachtete, nach dem ande- ren Vergeltung, dann verlor die Empfindung, daß er sich veranlagt habe, das dunkle Bewußtsein, wie ungewöhnlich eine solche Frau für ihn wäre.“

Er hatte sehr viel gegen die Letzte auf seiner Seele und hielt es für angemessen, Christian damit bekannt zu machen, als sei dieser dafür ver- antwortlich. Es hörte sich für einen Unbeliebigen recht spitzhaft an, und Agnes erwiderte nach und nach dunkel, weil sie das Gefühl hatte, daß Trau- michel sich vor ihm „lächerlich“ ma- che. In diesem Augenblick hatte sie schmerzhaft gewünscht, ihr Brüu- tigen möchte ein geistig bedeutender Mensch sein und Randa imponiren, anstatt daß er bloß Geld geite.

Den meisten Leuten imponierte zwar das und gerade das, aber „ihm“ doch nicht.

„Das beste wäre es, man brauchte die Doktoren gar nicht!“ schloß Trau- michel und blinnte sich triumphierend in die Augen.

„Ja, das haben schon viele ge- sagt!“ lächelte Bärensgruber, wäh- rend Martin hinzufügte: „Das ist ja auch das rechte Bestreben der Me- dizin, sich selbst überflüssig zu ma- chen.“

Er erinnerte seinen künftigen Schwager nicht daran, daß gerade er ihm beinahe jeden Tag mit „Synap- tern“ kam und sich noch zweimal von ihm auf jene Respektbeweigungen hin hatte prüfen lassen, deren Treue auf in beginnendes Rückenmarklein kin- dete.

Es wurde Agnes nur halb be- wußt, daß sie sich ihres Verlobten vor Christian Randa schämte, aber wie tief diese dunkle Empfindung war sehr unangenehm, und der Widerwille gegen den Mann, dessen Leben sie teil- en wollte, regte sich kräftiger und un- scheidbarer denn je.

Gern wollte sie vor Randa glück- lich scheinen, aber es fiel ihr schwer, sich zu verstellen.

Ja, selbst wenn sie sich glücklich geföhlt hätte, wäre es ihr fast un- möglich gewesen, ihren Seelenzu- stand absichtlich nach außen drin- gen zu lassen.

Doch war es gerade diese Unzu- fähigkeit, die glückliche Braut zu spre- len, die sie gegen Christian verhörr- tete, und wenn dieser ihrem Will- le begegnete, las er etwas wie Hoß darin.

„Gerade, als ob ich ihr etwas ge- tan hätte, nicht sie mir“, dachte er bitter.

Das war noch das Aergste zu föhlen, daß sie ihm das nie vergel- ten würde, daß von allen Menschen der Welt er zur schlechtesten Meinung von ihr berechtigt war.

Aber Traumichel ahnte nicht, daß sie gern allein fortgehen wollten; auch er rief nun den Zahlkellner und sagte, daß sie wohl auch gehen dän- ten, wogegen niemand etwas anzu- wenden hatte.

Er gefahlte natürlich nicht, daß Bärensgruber seine Bürde so, son- dern bestand darauf, die ganze Sache zu übernehmen, außer der der bei- den jungen Leute, die diese bereits selbst beglichen hatten.

Es war ein ganz nettes Stüm- men, das zusammenkam. Für Chris- tian war es etwas Unerträgliches, zusehen zu müssen, wie dieser Mensch für Bärensgrubers, für „sie“ vor al- lem, die Sache zahlte.

Ein stärkerer Windstoß, der her- anfuhr und die Tischtücher abzurei- ßen drohte, beschleunigte den Auf- bruch.

Man ging also zusammen fort. Traumichel bot Agnes den Arm. Es war lächerlich für die kurze Strecke. Vielleicht bewog ihn dazu die ihm selbst kaum bewußte Ab- sicht, vor dem abgewiesenen Liebha- ber sein Besitztrecht geltend zu ma- chen. Agnes wagte nicht, ihn ab- zulehnen, und ging mit ihrem Brüu- tigen voran, mit dem peinlichen Ge- föhle, daß Randa innerlich Bemer- kungen darüber machen werde, was für ein ungleiches Paar sie seien.

Allein Christian blinnte gar nicht nach ihnen. Er war wie betäubt und hörte kaum, was Mama Bärens- gruber, um ihn mit dem Traumich- elischen Glanz zu verblüffen, von den fabelhaft schönen Möbeln er- zählte, die Traumichel für Triem- brun anschaffte.

Vergebens strebte Gusti danach, sie davon abzubringen. Sie unter- brach die Mutter, indem sie nach Christians Reife fragte, ihm zu der Sekundararztstelle Glück wünsche, die er endlich erlangt hatte. Doch Frau Augusta ließ nicht so leicht loder, und sah um den Seelenzu- stand anderer zu kümmern, dazu langte ihre geringe Besonnenheit nicht.

Er mußte alles über sich ergehen lassen. Beim Hausvor wartete das Braut- paar auf die Folgenden. Man verab- schiedete sich: „Alsbald, Herr Dok- tor. Sie kommen doch zu unser Hochzeitz!“ fragte Traumichel.

„Ich werde noch nicht von meiner Reife zurück sein“, entgegnete Chris- tian. „Deshalb muß ich mich damit begnügen, den Herrschaften gleich hier recht viel Glück zu wün- schen.“

Er reichte Traumichel die Hand, wann wachte er sich zu Agnes.

„Meine besten Wünsche, Fräulein, für Ihr künftiges Glück!“

Er sagte es ernst und nachdrück- lich, während seine Augen sich beinahe streng auf sie richteten, und jetzt zuckte ihm auch kein feindlicher Strahl mehr aus den ihrigen entge- gen. Es war ein sehr ungeschöner, ne- belhaft umschleierter Blick, mit dem sie seinen Glückwunsch hinnahm, ohne jedoch ein einziges Wort zu erwin- dern.

Sie hatte es versucht; es wollte je- doch kein Laut über ihre Lippen.

Nachdem Christian von den übr- igen flüchtig und rasch Abschied ge- nommen, eilte er durch die lange Vorstadtstraße, die mit ihren geschlos- senen Häusern, schon einen ganz nächtlichen Anblick bot, der breiten Hauptstraße zu.

Es regnete noch immer nicht, aber der Wind trieb die Wolken am Him- mel rasch zusammen, und Christian hätte am besten getan, einen Wa- gen zu besteigen. Er hatte jedoch dazu keine Lust, sondern er eilte zu Fuß, von dem nun scharf daherser- genden Winde gejaßt, seiner Bewah- lung zu, wo er gerade noch ankam, ehe die Wolken ihre Schleusen öffne- ten.

Zum lehtenmal hatte er Agnes als Mädchen gesehen. Wenn er sie je wieder erblickte, war sie Frau Trau- michel.

Auch Traumichel verabchiedete sich beim Hausvor von der Familie Bä- rensgruber. Als er Agnes zum Guten- nachtrug küßte, küßte er ihr leis- ses Widerstreben, und wie gewöhnl- ich ärgerte ihn das. Sie sollte froh sein, daß er so veröhlich war und sich darüber hinwegsetzen wollte, wie sie sich heute wieder benommen hal- te. Ein anderer würde es ihr ordent- lich entgelten.

Stich! Hier genigte nicht die halbe Ueberwindung, nicht dreiviertel. ... Sie wollte ganz sein, was sie sein wollte, oder gar nicht.

„Jetzt ist's ja doch geschehen“, er- munterte sie sich innerlich. „Jetzt mußst du's durchföhren!“

Sie nahm sich vor, von morgen an anders zu sein.

Wenn sie sich das nur nicht schon wiederholt vorgenommen hätte, ohne daß dieser Vorfaß sie für länger als eine Viertelstunde in ihrer schwierigen Lage unterstützt hätte!

Während sie schlaflos lag, schwebte ihre Christians Gesicht vor. Abge- spannt und freudlos, wie in der leg- ten Zeit, wenn sie ihn gesehen, immer einen bitteren Zug um den Mund und im Auge einen Blick, der dem sie sich hier im Dunkel das Gesicht ver- hüllte.

Was mußte er auch von ihr den- ken? Der Karl hatte heute wieder viel Unfinn gesprochen und Manieren entwidelt!

Doch sie sah wohl, daß es nichts half, innerlich an ihm herumzutrit- tieren. Er war nun einmal, wie er war. Randa würde später ohnehin nicht mit ihnen verkehren und somit nur selten die Gelegenheit haben, über ihren Mann die Nase zu rümpfen.

Sie hatte sich's nicht so schwer ge- dacht, getraute sie sich. So viele Mäd- chen heirateten so wie sie der Versor- gung wegen. Empfanden sie alle daselbe? Machten sie auch folle Kämpfe mit? Oder war sie anders ge- artet als jene?

Wenn es jetzt erst geschehen sollte, würde sie sich wohl überlegen. Aber zurück konnte man doch nicht. Sie wollte es nicht einmal, denn wenn man sich bereits an ein etwas freieres, reicheres Leben gewöhnt hat, dann ist es um so schwerer, in die Beschrän- kung zurückzufallen. Wieder jede Krone zehnmal in der Hand umdrehen, ehe man sie ausgibt?

Nein, nur das nicht!

Am nächsten Tage nahm sie sich wirklich zusammen. Als Traumichel kam, lief sie ihm entgegen, begrüßte ihn herzlich und heiterer als sonst und bemühte sich, an allem, was er vorzubringen beliebte, den entspre- chenden Anteil zu bezeugen.

Allein ihr Entgegenkommen be- wirkte nicht, daß Traumichel nun rüchlichsvoller wurde. Nein, er wollte die gute Gelegenheit benutzen und sich für verlohene magerer Tage entschuldigen, indem er Agnes mit sei- ner Zärtlichkeit behelligte, bis sie es nicht mehr aushalten konnte und sich doch wieder löst. Da war die Beleidigung fertig und statt des gu- ten Einvernehmens eine jener Szenen da, die in diesem Brautstande so häufig gab.

„Wenn du mich nicht magst, häßt dich nicht ja sagen sollen!“ war Traumichel ihr vor, und das klang so drohend, als stünde der Bruch vor der Thür.

Agnes selbst wurde es unheimlich zumute, die Mutter mischte sich auf- geregelt drein, durch ihre Behauptig- ungsversuche Del ins Feuer ziehend, und wer weiß, wie die Szene geendet hätte, wenn sich die Gusti nicht ins Mittel gelegt haben würde.

Sie brauchte nur einen Späß zu ma- chen und dazu ihr hohes Ködern ver- nehmen zu lassen, so zerstreute sich die Wolke aus Traumichels Stirn, seine Wutblide rauchte sanfter und die heftigste Wäde seines Gesich- tes verlor sich. Er schlug auch gleich einen Spaziergang vor und zog Ag- nes mit sich hinein auf ihr Zim- mer.

Als sie dann in ihrem sommerlich luftigen Staa wieder zum Vorschein kamen, hatte sich Traumichel unter- dessen etwas besänftigt, und der An- blick der in Schönheit strahlenden Braut erheiterte ihn völlig.

Gusti ließ es klugerweise zu seiner richtigen Verschönerung kommen, bei welcher die Entzweiung leicht wie- der von vorne anfang, sondern schlep- pe die beiden fort, ins Freie hin- aus, wo es doch besser war. Man konnte sich auch streiten, aber man mußte doch ein wenig mehr auf sich achten.

men Auftritt, der nur um so peinlich- er wurde, je näher der Hochzeitztag heranrückte. ...

„Wenn nur der 15. August schon vorüber wäre!“ seufzte Frau Bärens- gruber jeden Morgen.

Agnes sah dann bitter getränkelt drein. Also, wenn nur der Tag vor- bei war! Was nachher folgte, ging die Mama nichts mehr an.

Sie selbst seufzte indessen diesen Tage ebenso sehr entgegen, als sie ihn fürchtete. Sie bildete sich ein, daß es nachher besser gehen würde. Jetzt gelangte sie fast jeden Tag so weit, daß sie entweder tatsächlich die Ge- duld verlor und sich Luft machte oder mit Miße und Not an sich hielt, was für sie noch viel ärger war als ein Ausbruch von Ungehuld. Und Trau- michel merkte es doch ganz gut, wenn es wieder in ihr lodte.

Waren es nicht übermäßige Zärt- lichkeiten seinerseits, vor denen sie sich nur durch gewaltsames Vorziehen retten konnte, so veruneinigten sie sich über irgendeinen gleichgültigen Ge- genstand, über eine Zeitungsnotiz oder fremde Leute. Ueber irgendein Gegenstand mußte man doch re- den, und jede Ansicht, die Traumichel ausprägte, verletzte Agnes irgendwie in ihrer feinern Empfindung. Er brachte bloß etwas zu sagen, so är- gerte sie sich innerlich und nahm so- fort den entgegengesetzten Standpunkt ein, bis man glücklicherweise wieder aneinan- der geraten war.

Dabei waren kaum noch drei Wo- chen bis zur Hochzeit, das Braut- kleid schon bestellt, und wenn das Paar noch nicht aufgegeben worden wä, so lag es daran, daß ganz auf- fälligerweise die Beschaffung eines der dazu nötigen Papiere sich verzög- ert hatte.

Jetzt war alles beisammen, und Traumichel hatte gerade berichtet, daß er wegen das Aufgebot bestellen würde, und zwar sollten sie nur ein- mal verkündigt werden.

In Frau Bärensgrubers Ohren waren diese Worte Musik. Sie hätte eine große Angst, daß Traumichel noch abschnappen könnte, und ging ungeheuer vorsichtig mit ihm um. ... Wie mit einem rohen Ei. ... Aber gerade das war nicht geeignet, eine behagliche Stimmung hervorzurufen.

Auch konnte sie bei einem längeren Beisammensein ihre Rebelligkeit nicht eindämmen und erzählte dann Trau- michel dieselben Geschichten mit den- selben Gebärden und denselben Ueber- treibungen immer wieder, so daß ihr Gusti heute, wo es regnete und man also mit Traumichel zu Hause bleiben mußte, einen Wint zutommen ließ, es würde für sie angezeigt sein, einen rüchlichsvollen Besuch bei der Tante Weinlein abzustatten.

Still sein konnte sie nicht. Wenn sie denn „nichts“ reden sollte, wo ging sie lieber.

Traumichel sah ihr mit Befriedig- ung nach; er blieb lieber mit den Mädchen allein zu Hause. Bis nach der Hochzeit, da wollte er der Schwie- germama schon auch manchmal zu- verstehen gehen, was ihm nicht an ihr gefiel.

Die große Hitze der letzten Woche war durch den Regen gedämpft wor- den. Heute brannte nicht die Mit- tagssonne auf die Scheiben, und durch die offenen Fenster drang die Regenluft unbehindert ein.

Traumichel fühlte sich in friedlich- ster Stimmung; er achtete nicht, daß ein Gant ausbrechen könnte. Nur Agnes war sich einer gewissen Span- nung ihrer Nerven bewußt. ... In einem solchen Zustand fuhr sie lei- chter „aus der Haut“ als sonst. ... Doch sie wollte sich zusammennennen, denn nichts war ihr verhaßter als Szenen.

Die Mama hatte ihnen einen recht gleichgültigen Gesprächsstoff hinter- lassen, die Geschichte einer Frau im Hause, die von ihrem Manne Prügel bekommen, dies aber durch unhäu- sliches und vernünftiges Verhalten Wesen herauszuföhren hatte.

Agnes konnte diese Frau nicht lei- den, weil sie wußte, daß sie ihre Kin- der vernachlässigte und mit einem viel zu jungen Verehrer Theatervorstellun- gen und sonstige Vergnügungen be- suchte.

Und doch, als Traumichel jetzt seine Meinung auszusprechen begann, regte sich sofort der Widerpruchsgeist in ihr.

„Recht hat er, ganz recht!“ sagte Traumichel. „So eine Frau mag Hieb‘ kriegen!“

„Ich hab' wo gelesen: Bei irgend- einem Volksstamm muß der Bräu- tigen vom Ajar versprochen, daß er die Seelige ein paar mal im Jahr fest durchhauen wird ... Sonst traut ihm der Priester gar nicht.“

„So ein Unfinn!“ lachte Gusti. „Alsbald, ich geh' jetzt ein'n Kaffee machen, denn die Kest ist rollen.“

Damit verließ sie das Zimmer.

Vielleicht wäre noch alles anders gekommen, wenn die Kesti an dem Tage nicht rollen geangenen wäre.

Agnes wurmte Traumichels Worte, die für eine eigentümliche Beziehung auf sie selbst zu haben schie- nen, doch sie schweig, und wenn Traumichel nicht fortgefahren hätte, den prägenden Ehegatten zu loben, wäre die Episode zu Ende gewesen.

„Warum soll er sie denn nicht durchwischen?“ fragte er mit absicht- licher Derrheit, denn der Wunsch, der Agnes eine Lektion zu geben, regte sich in ihm. „Wenn sie's verdient? Wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllt? Der Mann ist doch Herr der Frau!“

„Das war einmal“, sagte Agnes höhnisch. „Heutzutage darf man kein Dienstmädle mehr anröhren.“

„Die kann man aber dafür fort- schicken. Die Frau hingegen kann der Mann nicht so leicht fortschicken. Was soll er denn tun? Sich scheiden lassen? Ist leicht geredet! Wie Ra- tholischen bei uns in Oesterreich, wie sind dann wie lebendig begraben. Und die Scheidung ist noch schlechter für die armen Hofheld, die Kinder, als eine unglückliche Ehe ... Da ist's doch besser, er verläßt's mit ei- ner Tracht Prügel. Was soll er denn nach deiner Meinung? Sich von der Person alles gefallen lassen? Meine liebe Agnes, du hast komische Begriffe vom Verhältnis des Mannes zur Frau ... Nur alles nehmen, herzu- geben braucht sie nichts dafür.“

„Wann ha' ich denn schon gesagt, daß ich so den?“ fragte Agnes, er- gänzend über den Vorwurf, der so gut traf.

„Man sieht's doch an deinem gan- gen Benehmen“, erwiderte Trau- michel, die Hände in die Hosentaschen steckend und die Beine weit von sich spreizend. „Er war vorläufig noch gar nicht zornig, aber er hatte sich schon lange mit der Agnes ausgespro- chen wollen; so brach er die Gelegen- heit vom Jaun, ohne zu bedenken, wohn ein solches Gespräch führen konnte.“

„Du siehst wie auf einem Sockel da, läßt dir jede Huldigung und jedes Opfer gefallen, aber rüh- ren tut sich nir in dir ... Bleibst halt immer die Säulenheilige. Und so meint man's doch nicht, wenn man heiratet! ... Wie bin ich denn? Nichts ist mir zu schön und zu kost- bar für dich! ... Kannst lang'suchen, bis du einen findest, der vor der Hochzeit so viele Ausgaben macht.“

„Sie reuen dich wahrhaftig“, sagte Agnes, am ganzen Leibe bebend vor Entrüstung über die Unzartheit, daß er ihr dies alles so vorrechnete.

„Nein, aber etwas will man doch für sein Geld haben ... Und wie du dich anstellst, das ist kein Benehmen, verstehst du? Ein anderes Mädchen wär schon aus' Barbareien ganz an- ders gegen mich ... Es wurmt mich schon lang, wie du gegen mich bist ... Nicht nur das allein, daß du gleich ausreißt, wenn ich mein Bräutigams- recht in Anspruch nehm' ... O mein, meine Liebe, das allein ist's nicht, ob- wohl auch das ... Na, Schwamm darüber! ... Aber meinst du, ich seh' das nicht, was du für Gesichtschnei- der, wenn ich einmal was sag', was die nicht pap! Und die pap't gar nichts, was ich red' ... Ich bin dir nicht fein und nicht gebildet ge- nug, aber reich genug bin ich dir, gelt?“ fragte er, sich erhöhend, höh- nisch.

Agnes wurde totenbleich; da sie aber nichts sagte, fuhr er in herri- schem Tone fort:

„Du mußt ganz anders werden! Ganz anders! Ganz anders!“

Eigentlich mahnte ihn eine innere Stimme, daß dies nicht der richtige Weg sei, aber er dachte sich: „Wah- res, jetzt heißt es: Würgen oder brechen.“ Und es war doch das Bewußtsein seines Reichthums, das ihn zu dem Schritte kommen ließ, Agnes würde sich viel lieber beugen als mit ihm brechen.

„Ganz, ganz anders!“ wiederholte er nochmals mit föderlichem Ausdruck. „So? Ich muß anders werden?“ begann Agnes, die sehr nahe daran war, die Fassung zu verlieren. „Du scheinst überhaupt zu glauben, eine Frau und eine Sklavin, das ist das- selbe. Wenn du nur einen Funten Zartgefühl hättest, würdest du doch nicht so gesprochen haben — wov' Prügeln! — zu deiner Braut!“

(Fortsetzung folgt.)